

Die Italiener in der Schweiz [Hektor Ammann]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **1 (1917)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wir im letzten Monat gehört; in ähnlicher Weise hat man früher auch Herbst und Herbstmonat für zwei oder sogar drei Monate gebraucht und sie dann einfach beziffert: der erst Herbst (September), der ander Herbst (Oktober), der dritt Herbstmonet (November); z. B. schreibt Vadian (laut Idiotikon) „bis zu yngendem dritt Herbst“ (Anfang November). — Da einem in diesem Monat das „Herbsteln“ zuerst und darum stark zum Bewußtsein kommt und der deutsche Name auch gerade so bequem ist wie der lateinische, so ist sein Gebrauch in gewissen Schranken (natürlich nicht für den Weltverkehr von Haggenschwyl oder gar über den eidgenössischen Graben hinweg) wohl zu empfehlen.

Allerlei sprachliche Bemerkungen.

Seele und Psyche.

„Die Volkspsyche verträgt das nicht“, so schreibt man, vermutlich weil *Psyche* besonders volkstümlich ist, oder vielleicht um zu zeigen, daß man Psychologie studiert hat? Mit Vorliebe brauchen wohl solche das Wort, die nicht griechisch gelernt haben, sonst müßten sie wissen, daß *Psyche* ganz dasselbe bedeutet wie Seele. Aber um eine „Nuance“ sind sie doch verschieden? Die „Nuance“ liegt nur beim Schreibenden. Wer schreibt „die Volkspsyche“, ist ein Mensch, der sich ein gelehrtes Ansehen geben will und der glaubt, die Hauptzierde des Stils sei Gelehrsamkeit; wer schreibt „die Volksseele“, ist ein Mensch, der sich vor allem verständlich machen will und der in der Einfachheit die höchste Zierde des Stils erblickt.

Aber „die weibliche Psyche“ klingt doch viel „nobler“ als „die Seele des Weibes“! Man denke, wie vornehm, wie „distinguiert“ es klinge:

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,

Schnell die äolische Harfe erzittert,

Also die fühlende Psyche der Frau.

Man merkt doch, daß Schiller ein Plebejer war, sonst hätte er sich diese Schönheit nicht entgehen lassen in seiner „Würde der Frauen“ und nicht statt „Psyche“ das gemeine Wort „Seele“ gesetzt! S. St.

Seele und selig.

Einer der häufigsten Fehler gegen die Rechtschreibung ist „selig“ mit zwei e. Diesem orthographischen Schnitzer liegt offenbar ein Mißverständnis zu Grunde: man leitet unwillkürlich selig von Seele ab, weil diese beiden Wörter in häufiger Wechselwirkung zueinander stehen. „Um der Seele Seligkeit willen“ kasteiten sich die Büßer, taten Werkheilige Taten der Barmherzigkeit. Gleichwohl haben die äußerlich so ähnlichen Wörter nichts miteinander zu tun.

Früher brachte man (so noch Kluge in der ersten Auflage seines etymologischen Wörterbuchs) Seele in Verbindung mit See, was die prächtigsten Vorstellungen weckt. Man denkt z. B. an Leutholds Waldsee: „Wie bist du schön, du tiefer blauer See!... Einst kannt' ich eine Seele, ernst, voll Ruh“ usw. oder an das Sprichwort: „Stille Wasser sind tief“.

Nun aber hat sich diese Ableitung als irrig erwiesen. Auf keinen Fall jedoch darf Seele mit selig in Verbindung gebracht werden. Vielmehr kommt dieses Eigenschaftswort von der aus Wolframs Parzival wohlbekannten *sælde* = Glück, Heil, einem Wort, das auch

Scheffel in seinem „Wächterlied“ (Neujahrsnacht des Jahres 1200) verwendet:

Neß' an des Jahrhunderts Wende
Uns mit deiner Sælde Taus!

Auch sagt Gottfried Keller: „Seldwyla bedeutet nach der ältern Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort.“ Die „Glückwiler“ leben drum auch „lustig und guter Dinge und halten die Gemütlichkeit für ihre besondere Kunst.“ S. St.

Mitteilungen.

Unsere neue Freundin, die „Neue freie Zeitung“ hat unsere Erwiderung auf ihren leichtfertigen Angriff in Nr. 26 zunächst zurückzulegen gewünscht, bis der Verfasser des Artikels von einer Reise zurück sei, dann wolle sie die Sache untersuchen. Bei der Bedeutung dieses Blättchens durften wir wohl Aufsehen und Kosten vorläufig vermeiden und zunächst das Ergebnis der Untersuchung abwarten. In Nr. 34 brachte dann die Schriftleitung unsere kurze Berichtigung „im Auszug“ und folgende Erklärung des Verfassers:

„Der Unterzeichnete nimmt mit Vergnügen davon Kenntnis, daß nur ein geringer Prozentsatz der Mitglieder des Deutschschweizerischen Sprachvereins Mitglieder der in der letzten schweizerischen Krise in aufbegehrender Weise hervorgetretenen „Deutschschweizerischen Gesellschaft“ ist und daß somit die Anwürfe, die er an die Gesamtheit der Mitglieder des Deutschschweizerischen Sprachvereins unter der erwähnten falschen Voraussetzung gerichtet hat, kaum zehn Prozent der Mitglieder, eben jene, welche der politisch hervortretenden „Deutschschweizerischen Gesellschaft“ angehören, treffen können.

Er ist daher gern bereit, die Vorwürfe, soweit dieselben bloß die neue „Deutschschweizerische Gesellschaft“, nicht aber den Deutschschweizerischen Sprachverein angehen, diesem letzteren gegenüber zurückzunehmen.“

Unterschrift.

Mit dieser Erklärung, so mühsam sie auch aussieht, kann sich der Sprachverein am Ende zufrieden geben, und der Schriftleiter der „Freien Zeitung“ dürfte sich für urteilsfähige Leser umsonst bemüht haben, ihren Eindruck durch eine langatmige Reihe von Wenn und Aber abzuschwächen. Er hatte in unserer Berichtigung freilich auch die Namen unserer Gründer und ersten Vorstandsmitglieder weggelassen, weil sie ihm nicht in den Kram seiner Beweisführung paßten; aber wir wollen den Zank nicht fortsetzen, sondern nur noch feststellen, daß Herr O. B., der Angreifer, wie sich herausgestellt hat, derselbe Herr „von Burg“ ist, der auf der letzten Seite desselben Blattes Geld sammelt, um die zu seinem verlorenen Prozeß gegen die „Stimmen im Sturm“ nötig gewordenen Gelder aufzubringen. Das allein hätte genügt, wenn wir von Anfang an hätten vermuten können, daß „O. B.“ bedeutet „von Burg“.

Bücherschau.

Die Italiener in der Schweiz. Ein Beitrag zur Fremdenfrage von Hektor Ummann. Basel, Finth, 1917. — 48 Seiten und zwei farbige Karten. Preis 2 Franken.

Eine mustergiltige Arbeit, die der Volkswirtschaftler, der Erforscher neuerer Geschichte als wertvolle Quelle brauchen kann, die aber auch jedem guten Schweizer zur Aufklärung über wichtige Vorgänge willkommen sein muß. Wohlthuende Sachlichkeit und unbestechliche Wissenschaftlichkeit verbindet der Verfasser mit einem da und dort durchbrechenden warmen vaterländischen Sinn. Dabei können die Freunde von Sprach- und Kulturfragen von Ummann sehr viel lernen, und zwar die der beiden Richtungen: der flaumachenden und der scharfmachenden. Die deutschen Schweizermichel, die

in der zunehmenden Sprachenmischung etwas ganz Bedeutungsloses erblicken und jede Besprechung dieser Dinge für eine unnötige Aufreizung halten, werden hier eines Bessern belehrt. Aber auch diejenigen, die nicht imstande sind, die natürlichen Ursachen der Bevölkerungsmischung zu erkennen, die in der fremden Flut lauter geheimnisvoll bössartige Umtriebe von dunklen Mächten sehen, werden durch die ruhige und lautere Art der Unmannschen Schrift zum Nachdenken angeregt.

Der schlichten, verständlichen Sprache und Darstellungsgabe des Verfassers sei nur kurz Erwähnung getan.

Jeder Sprachvereinler kaufe sich das Büchlein, das hübsch ausgestattet, mit lehrreichen und wirklich schönen Karten versehen und kurzweilig zu lesen ist. Bl.

Aus der Presse.

Der Deutschunterricht in den kaufmännischen Fortbildungsschulen. Von Dr. Rudolf Müller im Schweiz. Kaufmännischen Zentralblatt (4. Mai 1917).

Der Sprachverein hat vor einigen Jahren in einer Umfrage bei Banken und Handelshäusern die Ansichten über die muttersprachliche Vorbildung der jungen Kaufleute festzustellen gesucht; die damals geäußerten Ansichten decken sich mit denen Rudolf Müllers, eines Sachkundigen: daß es besser sein sollte und — könnte. Aber er fordert eben eigentliche Unterrichtskurse in der Muttersprache; es scheint doch immer noch Leute zu geben, die glauben, Deutsch könne man von selbst; es scheint freilich auch Leute gegeben zu haben, die diesen Unterricht unpraktisch gestalteten. Frischen Zug in den Deutsch-, besonders in den Aufsatzunterricht der kaufmännischen Fortbildungsschulen zu bringen, dazu ist der Verfasser offenbar der rechte Mann, und wir haben allen Anlaß, uns dieses frischen Zuges zu freuen.

Per meglio intenderci. Messagero Ticinese (29. Mai 1917).

In einem recht vernünftigen Artikel unter dem Titel „Um uns besser zu verstehen“ schreibt da ein Tessiner, daß im staatlichen Leben der Schweiz die Sprachverhältnisse musterhaft geordnet seien (es tönt nicht immer so aus dem Süden) und daß man im geschäftlichen Verkehr am besten täte, wenn jeder in seiner Muttersprache schriebe, beim Gebrauch fremder Sprachen spiele oft die Eitelkeit mit. — Es tut wohl, aus dem Tessin über sprachliche Dinge so ruhig und unparteiisch sprechen zu hören.

Briefkasten.

Dr. F. K. Es ist in der Tat schmerzlich, wenn man nicht einmal mehr die Sprache der Puz- und Waschfrauen versteht, so lebhaft man auch die Berechtigung ihrer Lohnbewegung einseht. Die Zeitungen berichten also darüber: „Der Taglohn wurde inklusive Verpflegung auf 5 Fr., ohne Verpflegung auf 7 Fr. festgesetzt.“ — Wie viel ist jetzt das? Nun: „Taglohn inklusive Verpflegung 5 Fr.“; die Verpflegung ist also in diesem Taglohn von 5 Fr. bereits „eingeschlossen“, die Hausfrau darf also je nach dem Werte dieser Verpflegung etwa 2 Fr. abziehen, und die gute Wäscherin bekommt nur 3 Fr. an bar. Ist die Verpflegung aber nicht dabei, so bekommt sie 7 Fr. und hat, dem ersten umgekehrt entsprechend, noch Anspruch auf eine Verpflegung, sie kommt also die Hausfrau auf etwa 9 Fr. zu stehen. Die meisten Hausfrauen dürften das erste Verfahren vorziehen, die meisten Puzfrauen das andere. — Natürlich ist die Sache jeweilen umgekehrt gemeint, aber beim ersten Lesen stutzt man doch und überlegt sich die Sache. Schuld an der Verwirrung ist natürlich das liebe „inklusive“. Wäre nicht klarer: „Der Taglohn wurde festgesetzt auf 5 Fr. und Verpflegung oder 7 Fr. ohne Ver-

pflegung“. Die Unmißverständlichkeit der ersten Angabe macht auch die zweite unmißverständlich. Aber inklusive ist halt ein Lieblingswort der Gebildeten (inklusive Puz- und Waschfrauen).

Bl. J. Besten Dank für Ihre Beiträge zu unserer Sammlung fehlender Wesfälle. In einer Gemeinde des Prätigaus ist also „das Säule des Herrn Lehrer“ in die Kirche geraten, und im Zürcher Kantonsrat hat „die Redaktion des Reblausgesetz“ nochmals zu reden gegeben. Aber der Buchstabe s stirbt deshalb doch nicht aus im Deutschen; denn er ist nützlich für die Mehrzahlbildung; z. B. brachte jenes Berliner „Marken- und Ganzsachehaus“ an seiner Briefmarkenversteigerung ja „viele Unifas“ unter den Hammer, darunter auch „Schweizer Kantonsals“.

Allerlei.

Aus Meister Gottfrieds Werkstatt. Seit einigen Jahrzehnten ist in Deutschland das Wort *Sch a u m - w e i n* für den bei uns gemeinhin als *C h a m p a g n e r* bezeichneten Wein im Gebrauch. Ich bin wohl nicht der einzige Schweizer, der in dem Wort das Erzeugnis der heutigen Verdeutschungsbestrebungen und zugleich jener Versuche Deutschlands erblickte, an Stelle ausländischer Waren eigene, zum Teil Nachahmungen, auf den Markt zu bringen. Da war es mir nun recht merkwürdig, das Wort im Grünen Heinrich zu finden, der mir vor kurzem zum dritten Male in meinem Leben herrliche Stunden bereitete. Auf Seite 236 des dritten Bandes, bei der Beschreibung des Künstlerfestes, steht zu lesen, daß man „einige Flaschen französischen Schaumweines“ herbeigeschafft habe. Im folgenden Sage heißt es: „Agnes und die meisten von uns hatten noch niemals Champagner getrunken.“ Gottfried Keller hat also der Abwechslung wegen gern beide Worte gebraucht, das gewohnte französische und die weniger gewohnte Verdeutschung. Aber die Hauptsache ist mir: das Wort findet sich bei einem schweizerischen Klassiker schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts, ist also älter und echter als ich dachte und als es aussieht. Ich habe dem Worte etwas abzubitten. Bl.

In der eidgenössischen **Zeigwarenverforgung** gibt es also künftig nur noch *e i n e* Sorte; bisher gab es doch zwei, nämlich Prima und — etwa Secunda? Dummes Zeug! Wer wollte denn zweite Qualität kaufen! Die zweite hieß ja schon erste, und die erste hieß *supérieur*. War das nicht *superb*?

Verdeutschungsbücher

des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Nachstehende Verdeutschungsbücher können gegen Nachnahme oder Vorauszahlung auf Postcheckrechnung III 607 (zuzüglich 5 Rp. Postgeld für jede Ausgabe) von unserer **Berner Geschäftsstelle** (Paul Antener, Bubenbergstraße 10) bezogen werden:

Die Speisefarte 80 Rp. Der Handel 80 Rp.
Unsere Umgangssprache 1 Fr.
Deutsches Namenbüchlein 60 Rp.
Die Amtssprache 1 Fr. Die Schule 60 Rp.
Die Heilkunde 1 Fr. Sport und Spiel 60 Rp.
Konstanz, Bühnenwesen und Tanz 1 Fr.
Das Versicherungsweisen 1 Fr.

Zu kaufen gesucht: Zweiter Jahresbericht des Deutschschweizerischen Sprachvereins.

Dr. A. Steiger, Küssnacht (Zürich).